„Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren."

Mirsalaut Franz.

Zigeunerkind

Eine Erzählung für das Volk von Paul Keller

„Zigeunerkind hat keine Ruh —"

Die Geschichte eines Zigeunerkindes, das eine Heimat fand

(1. Fortsetzung)

Während ich nun wieder einmal dasjenige nachsinne, wie ich sie für etwas erwärmen und ihr dadurch den neuen Aufenthalt etwas lieber machen könnte, fährt vor meiner Tür ein seltsames Gefährt vor. Ein starker, gutmütiger Hund zieht einen Schlitten, auf dem ein hübscher, etwa dreizehnjähriger Knabe sitzt. Christoph, der Sohn des Schulzen. Der Junge hält mit seinem Gespann vor der Tür, und Marja und ich können sehen, wie er absteigt.

Bald darauf tritt der Knabe in meine Stube, um mir einen Auftrag seines Vaters auszurichten. Da, — während ich mit Christoph unterhandle, springt Marja plötzlich erregt vom Sofa, ein kurzer, freudiger Laut tönt von ihren Lippen, und ehe ich's gedacht, ist sie draußen und gibt dem Hunde mit der Hand einen Schlag auf's Fell, so daß er sich sofort in Trab setzt, sitzt im Nu auf dem Schlitten und fährt die Dorfstraße hinab.

Der Knabe und ich stehen anfangs sprachlos. Dann aber faßt Christoph seine Mütze und rennt mit großem Hallo dem entschwundenen Hundeschlitten nach.

Auch ich gehe die Dorfstraße hinunter. Marja ist verschwunden, aber ich vermag in dem frischen Schnee die Spuren des Schlittens zu sehen. Sie führen an den See, der, etwa zweitausend Fuß breit, sich an unserem Dörfchen hinstreckt. Durch eine Seitengasse komme ich an das Gewässer und sehe hier Marja wieder. Der Knabe, in blindem Eifer, hat auf die Spur nicht geachtet und ist irre gegangen.

Wie ist das Mädel verändert! Sie sitzt nicht auf dem Schlitten, sie steht. Der starke Hund, der wohl auch länger, als ihm behagte, hinterm Ofen liegen mußte, trabt mutig vorwärts, hängt die Zunge heraus und stößt manchmal ein kurzes, freudiges Bellen aus. Marja aber steht mit auf dem schmalen Handschlitten. Die schwarzen Haare haben sich ihr gelöst, sie ist so im Eifer, daß sie mich, obwohl ich mitten auf dem See stehe, nicht sieht, auch nicht, als der Hund auf mich zulenkt.

Jetzt kann ich ihr deutlich ins Gesicht sehen. Wie erhitzt und — wie hübsch sie aussieht! Die schwarzen Augen leuchten wie Feuer, die glänzenden Haare flattern im Winde, und wilde leidenschaftliche Worte ruft sie dem Hunde zu in ihrer Zigeunersprache. Der Hund trabt, was er kann, das Mädel aber möchte ihn noch viel größerer Eile antreiben. Laut höre ich ihre Worte, und wenn der Hund eine Wendung macht und der Schlitten in einem Bogen geschleudert wird, lacht sie hell auf und sieht desto sicherer und graziöser auf dem schmalen Gefährt.

Unterdes ist Christoph doch auch an den See gekommen. Als er seinen Schlitten sieht, faßt ihn ein rechter Jungenzorn.

„Wart, du schwarzes Zigeunermädel," schreit er, „ich werde dir das Schlittenfahren austreiben."

Und er rennt über den See.

Als der Hund die Stimme seines Herrn hört, hält er schnurrstracks auf diesen zu, wie Marja auch auf ihn einschimpft. Jetzt sind sie beide bei Christoph.

„Du wilde Zigeunerhexe," schreit der Junge, „was geht dich denn mein Schlitten an? Ich haue dir eins —"

Aber weiter kommt er nicht. Wirklich wie eine kleine Hexe geht das Mädel mit gebogenen Fingern auf ihn zu, als wollte sie ihm die Augen auskratzen. Da weicht der starke Junge zurück. Wie sie ihn fixiert! Ihn wie eine Wildkatze den großen Vogel ansieht! Jetzt ist sie bei ihm.

„Da, du dummer Bauer!"

Und sie gibt ihm eine schallende Ohrfeige. Der Junge will auffahren, aber — er fürchtet sich. So zieht er sich langsam auf den Schlitten zurück, springt, wie er ihn kaum erreichen kann, darauf und fährt ab.

„Weil du einen halt verheren könntest," schreit er, wie er sich in Sicherheit weiß, etwa zur Entschuldigung seiner Flucht vor einem Mädchen.

Marja kümmert sich nicht darum. Sie hat mich jetzt gesehen und kommt auf mich zu.

„Der Junge ist dumm," sagt sie, „aber der Hund und der Schlitten sind gut."

Ich sage nichts, sondern fasse sie nur an der Hand und gehe mit ihr nach Hause. Der Vorfall gibt mir viel zu denken. Nun ist das gefunden, wofür sie sich interessiert. Für zahme Vergnügungen ist diese Tochter der Freiheit nicht; das weiß ich nun genau; ich mag sie auch wegen ihres eigenmächtigen Verfahrens nicht scheiten. Nein, ich bin zufrieden mit dem, was ich gesehen habe, und wenn ich's nicht wäre, müßte ich ein Narr sein. Aber was weiter tun? Auch darüber bin ich bald im klaren. Sie muß Wurzeln schlagen, muß das Heimatgefühl gewinnen, erst dann wird sich das fremde Pflänzlein im neuen Garten akklimatisieren. Ich erreiche aber durch nichts anderes etwas als durch Rücksichtnahme auf ihre Individualität.

„Marja," sage ich zu Hause, „es ist ungerecht, wenn einer schimpft, auf dessen Schlitten man fährt. Deswegen will ich für dich einen Hund anschaffen und einen Schlitten."

Sie schaut mich groß an. Dankbarkeit und Freude leuchten aus ihrem Blick. Wie mädchenhaft weich jetzt ihr Gesicht aussieht! Und sie kommt auf mich zu und küßt mir die Hand.

Nun hat sie einen neuen Freund, Pluto, den Hund. Den ganzen Winter sind sie miteinander umhergezogen. Bis tief in den Wald hinein sind sie gedrungen, und einen ganz neuen Schlittenport haben sie entdeckt. Zum See fällt auf der einen Seite ein Berg in etwa 150 M. Höhe, ziemlich steiler Lehne ab. Dahinauf schleppen Pluto und Marja gemeinsam den Schlitten. Oben wird der Hund losgebunden, das Mädel setzt sich auf den Schlitten, und in sausender Fahrt geht's den Abhang hinunter bis tief in den See hinein. Hinterher trabt bellend, keuchend und sich oft überschlagend der treue Hund. Es liegt eine fabelhafte Balancierungskunst in dem Mädel, sonst wäre ihre wilde Fahrt gar nicht möglich. Christoph hat auch einmal probieren wollen, aber als er oben stand und hinunterschaute, fehlte ihm zu seinem eigenen Glücke der Mut zu der gefährlichen Fahrt, und er kehrte auf sicheren Wegen zum See zurück.

„Dummer Kerl, das hättest du vornweg schon wissen können", hat da Marja zu ihm gesagt.

„Sie legt eine grenzenlose Mißachtung für den Jungen an den Tag, er aber widmet ihr seit langem das größte Interesse. Er ist sonst kein feiger Junge. Marja aber kommt ihm vor wie eine unübertreffliche Heldin. So fährt er immer hinter ihr her auf dem See und staunt über ihre Leistungen, während sie ihn fast gar nicht beachtet. Die Herenfurcht hat sich bei ihm gemildert, und wenn er ihr jetzt einen Gefallen leisten könnte, würde er's mit Vergnügen tun. Aber sie läßt ihn gänzlich unbeachtet.

Der Winter hat diesmal lange gedauert, aber endlich ist doch Tauwetter eingetreten, und Marjas Schlitten mußte in den Holzschuppen gebracht werden.

So ist sie jetzt wieder an die Stube gefesselt. Sie hockt aber nicht mehr auf dem Sofa und sitzt auch nicht auf einem Stuhle, sondern sie liegt meist in der Diele bei dem Hunde. Den schaut sie oft lange und unverwandt an, und manchmal spricht sie mit ihm.

Sie hat bis jetzt das ganze Zigeunerhafte ihres Wesens bewahrt, und unsere anderen, wie wir meinen, besseren Sitten üben auf sie bis jetzt keinen Anreiz zur Nachahmung aus.

Es ist doch gut, daß ich mich mein Leben lang für Psychologie interessiert habe, wie ja das jedes Lehrers heilige Pflicht ist; ich könnte sonst gar leicht Marja falsch behandeln. Ich könnte sie ja von der Diele auftreiben und sie fein artig an den Tisch hinter die Fibel zwingen, wie wohl in einer echt braven Familie das Mustertöchterlein sitzt, wenn Besuch da ist. Ich könnte ihre Wildheit dämmen durch harten Zwang und mir einreden, ich hätte etwas Rechtes getan, und ich wäre bei alledem nichts als ein roher Tropf, der das wildgewachsene Bäumchen mit einem Ruck an den Pfahl zwingen will und nicht daran denkt, daß es brechen muß.

Nein, ich lasse sie jetzt bei ihrem Wesen, ich nenne sie auch noch nicht bei ihrem neuen Namen, sondern heiße sie Marja, wie sie das gewöhnt ist. Gegen mich hat sie lange Zeit gar keine Anrede gebraucht. Neuerdings nennt sie mich „Herr Lehrer", wie sie dies von Beate und den Schulkindern hört. Doch duzt sie mich weiter wie bisher, und mir ist's recht so.

Ich glaube, etwas habe ich schon erreicht, ein ganz leises Heimatsgefühl, und wenn es sich auch vorläufig auf weiter nichts gründen sollte als auf ihre Liebe zu dem Hunde.

Inzwischen sinne ich, wie ich weiterkommen kann, ob ich etwas finden könnte, das ihrem Wesen entspricht und doch gleichzeitig mildernd auf ihre heftige Wildheit einwirken könnte. Wenn ich nicht irre gehen soll, muß ich den Ausgangspunkt natürlich wieder in ihrem früheren Leben suchen. Da verfalle ich auf die Musik.

„Marja, hälfst du nicht früher bei deinem Stamme bei der Musik?"

Sie nickt.

„Ja; die große Leier konnte ich nicht drehen, aber ich trommelte manchmal."

„Hattet ihr sonst keine Instrumente?"

„Mutter besaß eine Schlaggitter, noch vom Vater her, der der beste Musikant der Welt gewesen ist. Sie selbst spielte die Zither gut und sang Lieder dazu, die sehr schön, aber auch meist sehr traurig waren."

„Und du, Marja?"

„Mich fing die Mutter eben erst an zu unterweisen, als —"

Und sie bricht plötzlich ab und vergräbt ihr Gesicht in das zottige Fell des Hundes. So verharrt sie lange, bis ich das Zimmer verlasse. An der Tür bleibe ich stehen und lausche. Ein Weilchen bleibt alles drinnen noch still, dann tönt leise und zag an mein Ohr . . . ein freudiges Lied.

Der Frühling ist gekommen.

Mit Marja habe ich hoch oben am Bergsange gestanden, wo der wilde Waldbach hinunterstürzt in den See.

„Sieh, wie er schäumt und zischt, wie er die Eisschollen nimmt, damit er gefesselt war, und sie hinunterschleudert, daß sie zerschellen in tausend Scherben. Aber es ist nicht bloß Wut von ihm, was ihn so aufbrausen läßt, nein, Freude und Leben sprüht aus jedem seiner Wasserfunken, und die kühnsten von ihnen springen hinauf in den Sonnenschein und kommen nicht wieder."

„Sie kommen nicht wieder?"

„Nein, Marja, wenigstens nicht in den wilden Fluß, aus dem sie stammen. Ich will dir etwas erzählen.

Es war ein wilder Waldstrom, der wirbelte, schäumte, brauste und stürzte vorwärts so schnell wie dieser. Und von seinen tausend flinken Tröpflein war eines das beste, aber auch das wildeste. Es sprang von all seinen Kameraden am tiefsten in den Abgrund, kletterte am höchsten auf die Steine hinauf, die im Bette lagen, und wollte nimmer ruhig fließen, sondern immer nur springen und dahinschnellen."

„Ach, das war ein gutes Tröpflein!"

„Ja, Marja, das war es, zudem es ganz hell und rein war. Und das wußte auch die große, goldene Sonne, die am Himmel steht, die alles weiß und kennt und selbst den dunklen Waldstrom durchleuchtet. Da hat die Sonne eine große Liebe zu dem Tröpflein gefaßt, das so wild und doch so rein war, und hat es gelockt mit ihren sanften Strahlen.

Und einmal hat auch das Tröpflein Liebe gefaßt zu der schönen Sonne und ist hoch zu ihr hinaufgesprungen ins Licht. Ein kräftiger Strahl hat es gefaßt und hochgezogen über den Wald und über die Berge hinauf bis zu den Wolken. Dort hat es still und friedlich gelegen mit viel anderen Tröpflein. Morgens und abends spannen sich goldene Schleier um die Wolken, bei Tage kam der Wind und schob sie sacht über den Himmel, und in der Nacht ging der stille Mond durch sie hindurch, und sie glänzten wie schimmerndes Silber.

Das wilde Tröpflein aber war nicht glücklich. Es zürnte der Sonne, daß sie's losgerissen hatte vom heimatlichen Strombette, und lauschte nur immer hinab zur Erde, nach dem rauschenden Walde und dem brausenden Wasserfalle. Es meinte, es würde wohl nimmer zur Erde hinabkönnen.

Auf einer fernen Aue aber stand ein Blümchen, einsam und durstig. Es war halb verschmachtet und meinte sterben zu müssen. Mit seinem hellen, lichten Blumenauge schaute es sehnsüchtig zur Höhe. Da droben, tausend Meter über ihm, glitzerte das Wasserströpflein. Und noch an demselben Tage fiel das Wasserströpflein zu ihm herab. Die Blume fing es auf mit seinen Kronenblättern und trank es fein. Von Stunde an ward das arme Blümlein gesund, und das Wasserströpflein —"

„War toi," vollendet Marja.

Heftig erschrocken blicke ich das Mädel an. Mit finsterem Gesichte steht es neben mir.

„Marja, — wie kam dir doch dieser Gedanke? Meine Geschichte geht ja ganz anders aus. Das Wasserströpflein — wollte ich sagen — glänzte wie eine Perle in der hellen Blumenkrone —"

„Ja, ja," unterbricht sie mich wieder, „aber dann hat die Blume das Tröpflein doch aufgefressen. Ich weiß, daß das immer so ist, und es wäre viel besser gewesen, wenn das Tröpflein im Bache geblieben wäre." — —

Wie wir heimgehen, sehe ich Marja immer nur scheu von der Seite an. Nicht nur wegen ihrer verblüffenden Lösung meiner Allegorie. Ich weiß selbst kaum, wie ich dazu gekommen, ihr eine solche zu erzählen. Es ist ja klar, daß ich mit dem Schicksal des Tröpfleins Marjas Werdegang meinte, wie ich ihn mir träume: ihre Loslösung vom wilden Mutterbett, ihr Heranziehen zur Höhe durch die Sonne liebewarmen Erziehung und ihre Hinüberleitung zu einer Kulturaufgabe. Und es ist ebenso klar, daß ich nicht beabsichtigte, diesen tieferen Inhalt dem Kinde zu übermitteln, ich sprach eben mehr zu mir als zu ihr. Ich begleite sie jetzt des öfteren auf ihren Wegen, und sie läßt sich das gern gefallen. Da suche ich in ihr Interesse, Verständnis und Liebe zu erwecken für die Natur.

Griff ich heute so weit fehl?

Im stillen Stüblein erwöge ich die Frage in eingehender, erzieherischer Gewissenserforschung. Das eigene Endurteil spricht mich halb schuldig und halb frei, schuldig den Unterrichtenden, frei den Erziehenden. Und so begründe ich mir mein Urteil: Willst du einer Individualität wie Marja die Natur lieb und wert machen, so laß ab vom Sentimentalen und halte dich allein an das, was kräftig lebt; das andere macht müde und erweckt Widerspruch. Erzieherischer Schaden hast du nicht angerichtet, denn Marja hat deine Allegorie nicht verstanden; für sie handelte es sich einzig noch um den Wassertropfen.

Und nun sei nicht abergläubisch und glaube, daß die derben Worte des Kindes eine böse Prophezeiung seien für das, was du selbst planst und träumst!

Bis jetzt habe ich noch gar keine Muße gehabt, mich darum zu kümmern, was eigentlich die Leute im Dorfe zu meinem neuen Pflegekind sagen.

Daß sie über alles, was Marja und mich angeht, unterrichtet sind, ist sicher. Dafür sorgt die Beate schon. Die Beate ist überhaupt ein klassischer Repräsentant meiner Dorfleute; sie denkt und handelt, spricht und schweigt, liebt und haßt, lobt und verdammt immer mit der Majorität.

Also könnte ich eigentlich von der Stimmung der Beate gegen Marja einen Rückschluß ziehen auf die allgemeine Stimmung, die im Dorfe gegen mein Pflegekind herrscht. Aber das wäre fehlgeschossen, denn in diesem Punkte heuchelt die Alte.

Erbschaften

Bankguthaben und sonstige Forderungen einkassiert.
Vollmachten usw. ausgestellt.
Vermögens-Beschlagnahme beseitigt.
Schiffskarten aller Linien.
Geldsendungen nach Rußland und anderen Ländern Europas unter Garantie.

J. Lehrenkrauss & Sons
Bankgeschäft Egtbl 1878
359 Fulton St., Brooklyn-New York

Meine ruhige und doch so bestimmte Drohung an jenem Abend steckt ihr jedenfalls noch tiefer in den Gliedern als der periodische Rheumatismus, der gewöhnlich vor dem Wachtage aufzutauchen pflegt.

Für viele alte Junggesellen sind überhaupt die unvermeidlichen Wirtinnen die reine Plage. Da man nun einmal selbst von der Wirtschaft und den kleinen Bedürfnissen des Tages wenig oder gar nichts versteht und doch auch seine Ordnung und Bequemlichkeit haben möchte, ist man solch weiblichem Majordomus gar bald in die Hand gegeben, die Tyrannei beginnt, und das rechte Verhältnis kann nur durch ein grobebrliches Wort wiederhergestellt werden oder durch den Bruch.

Inbetreff Marjas ist mit mir nicht zu spaßen, das weiß Beate, und danach richtet sie sich ein. Manches ist ihr ein Greuel, z. B. der Hund. Seinetwegen hat sie das Wirtschaftsgeld geschraubt, kommt selten oder nie mehr in die Wohnstube und verdächtigt ihn, alle zerschlagenen Schüsseln und Teller, sowie ein von der Nachbarin geschenktes und plötzlich verschwundenes Leberwürstlein auf dem Kerbholz zu haben. Obwohl nun die Beate entschieden eine unschuldigere Miene macht als der dumm-gute Pluto, so enthalte ich mich doch aller voreiligen Richtersprüche, die zu ihren Gunsten wären. —

Ich muß jetzt schon selbst einmal ins Dorf hinunterlauschen, was man da eigentlich über Marja und mich sagt. Früher habe ich mich immer herzlich wenig um die allgemeine Meinung gekümmert, auch wenn sie durch Beate, diesen Allerweltsspiegel, noch so deutlich wiedergegeben wurde. Aber jetzt ist das etwas ganz anderes, jetzt handelt es sich nicht mehr um mich, sondern um das fremde Kind, dem ich in unserem Dorfe ein Heimat gewinnen möchte.

Das Original und einzig Echte

Schütze dich vor Nachahmungen, die als ebenso gut verkauft werden wie

Minards Liniment

Bei diesen Nachforschungen eröffnet sich mir kein erfreulicher Ausblick. Habe ich doch schon längere Zeit bemerkt, daß mir die Leute anders begegnen als sonst. So ein Gemisch von dumm-neugierigem Anglotzen, in das sich noch eine gewisse eigene Reserviertheit mischt, tritt mir entgegen.

Ich nehm's ja den Leuten nicht übel, daß sie mein Verhalten nicht verstehen, es sind eben Landleute, die für ungewöhnliche Dinge schwer zu begeistern sind. Daß man für die eigene Ruhe ein fremdes Interesse einsetzt, erscheint ihnen im höchsten Grade komisch, und sie werden mich im stillen für einen Narren halten.

Mögen sie, wenn sie's nur nicht gerade deshalb tun, weil Marja ein Zigeunerkind ist. Ich kenne das Gemisch von grenzloser Mißachtung, Neugier und geheimer Furcht, das die Stimmung dieser Leute gegen das Zigeunervolk ausmacht, und ich gebe zu, daß sie, von ihrem Standpunkte aus, in vielen Stücken recht haben. Daß es unglückliche Völker gibt wie unglückliche Menschen, unglücklich nicht nur durch eigene Schuld, sondern durch ihre individuelle Veranlagung, Entwicklung und ein eigentümlich verfemtes Schicksal, wissen sie ja nicht, wissen nichts von den Glückspilzen und Pechvögeln unter den Nationen.

Wenn sie nur nicht den Haß, den sie gegen die ganze Rasse hegen, auf dieses einzelne Kind übertragen möchten, wenn sie nur hier einmal eine Ausnahme machen wollten, vielleicht deshalb, weil es das Pflegekind eines Mannes ist, dem sie bis jetzt gut waren.

Aber ich habe schlimme Befürchtungen. Wenn Marja mit dem Hunde durchs Dorf geht, trifft sie kein freundliches Auge, und auch ihre Schlittenfahrten haben, nachdem die Neugier befriedigt war, nichts als Mißfallen erweckt. Auch Christoph hat die Begleitung aufgegeben. Er war von seinem Vater deshalb gezüchtigt worden.

Ich stellte damals den Schulzen freundlich zur Rede.

„Ich leid's nicht," sagte dieser unwirsch, „daß mein Junge mit dem Zigeunerbalg rumfährt."

„Was? — Zigeunerbalg? — Meinen Sie damit Marja?"

Er wurde verlegen.

„Je nu, natürlich, und nur nichts für ungut, und ich leid's eben nicht!"

„Dazu haben Sie ja das Recht, und an und für sich hätte ich wegen der ganzen Sache gar nicht mit Ihnen gesprochen. Sie haben ja wohl selbst gehört, daß sich Marja wenig oder gar nicht um Christoph befassen wollte."

Das verletzte seine Eitelkeit, und nun wurde er grob. Der ganze Haß, den er gegen das Zigeunervolk hegte, platzte hervor und entlud sich über Marja in polternder, roher Weise. Ich erschrak. Wie dieser Mann, dachte wohl das ganze Dorf. Was sollte ich tun? Wenn ich auch heftig geworden wäre, hätte ich gar nichts erreicht. So blieb ich ganz ruhig.

Schließlich suchte ich ihm die Gründe klar zu legen, die mich bewogen hatten, Marja bei mir aufzunehmen. Von dem Zigeunervolk sprach ich und von der Christenliebe zu den armen Jöllnern.

Er hörte mir mürrisch zu und sagte schließlich:

„Jeder tut, was er will; aber ich sag's Ihnen, Herr Lehrer, das mit dem Zigeunermädel war keinem von uns recht — keinem!"

Nun wußte ich's. Traurig ging ich nach Hause. Beate meldete mir, eine Frau sei dagewesen und habe furchtbar geschimpft. Marja sei über die Saat gelaufen. Sie — Beate — habe das Mädel, da ich doch nicht dagewesen sei, in Gegenwart der Bäuerin zur Rechenschaft ziehen wollen, aber Marja habe auf nichts Antwort gegeben. Sie habe ihr eigentlich eine Ohrfeige geben wollen, aber ich sei ja darin zu komisch.

Ich sah die Beate eigentümlich an, dann ging ich zu Marja.

„Du bist über die Saat gelaufen, Marja?"

„Ja, so weit, wie die Stube lang ist, und noch ein halb mal so weit!"

„Warum?"

„Der Hase rannte zuerst immerfort auf dem Wege, dann über eine Saatecke, dann auf dem Raine, und dann war er fort!"

„So! Einen Hasen hast du gejagt? War Pluto dabei?"

„Nein, Pluto jagt keinen Hasen, weil er von einem Jäger ist."

„Und Marja jagt auch keinen Hasen mehr und läuft auch nicht mehr über die Saat, weil sie von mir ist! Wird sich das Marja merken?"

Sie nickte traurig, aber bestimmt mit dem Kopfe. —

Von der Giebelstube aus, wo ich schlafe, übersehe ich das ganze Tal. Heute steht der Vollmond darüber und verleiht dem Ganzen einen friedlichen Zauber.

Auch in mir ist wieder Friede geworden. Ohne Groll schaue ich hinab ins Dorf.

„Ihr guten Leute, so seid doch einsichtig und habt Geduld mit uns beiden! Wißt ihr denn nicht mehr, wie sehr ich eure Kinder liebe? Gönnt mir für meine Lehrerliebe ein wenig Freundlichkeit und Erbarmen zu dem fremden Mädchen, das nun mein Kind geworden ist! Das ist der ganze Dank, den ich verlange!"

Nun es Sommer geworden ist, habe ich Marja mit hinüber in die Schule genommen. Es hat zwar wenig Zweck; sie ist eben der Einzelunterricht das einzig Richtige; aber ich tu's der Leute halber. Sie sollen nicht schmähen und klatschen, daß des Lehrers Pflegetochter während der Schulzeit herumläuft.

Mir gegenüber zeigt sich Marja als keine trotzige Natur; sie fügt sich in alles, was ich will. Freilich wird öfters ihren Versprechungen wieder untreu, weil eben oft ihre Zigeunernatur stärker ist als ihre Willenskraft. Das erwarte ich aber auch gar nicht anders; ich bin schon zufrieden, wenn sie guten Willen zeigt.

Die Klagen aus dem Dorfe haben zugenommen, ja, sich fast ins unglaubliche vermehrt. Oft ist mir's so, als liege Methode in all diesen Angebereien. Man will mir das Kind verleiden, oder, wenn das nicht möglich ist, soll ich mich wenigstens ärgern. Fast täglich kam jetzt ein Ankläger. Marja ist über den Zaun geklettert, Marja hat einen Ziegenbock geprügelt, Marja hat eine Katze in den Teich geworfen, Marja hat von einem Baume grüne Birnen schütteln wollen, Marja hat mit einem Rutenkorbe im Mühlbache gefischt, Marja hat ein Mädel geohrfeigt, Marja hat einem Jungen das Gesicht zerkratzt.

Und ich habe die „Wildkatze" doch nicht fortgetrieben und sie auch nicht gleich bei Milch und Semmelbrocken in einen Käfig gesperrt. Ich will ja beileibe nicht alles entschuldigen, aber man muß doch bei allen Kinderfehlern nach einer Erklärung suchen. Der Ziegenbock z. B., ein kleiner Kerl, hat sie „so geitoßen", und sie hat ihn „so geprügelt, daß er sein ganzes Leben lang nicht mehr stoßen wird". Die Katze hatte ein totes Vögelchen getragen, und die Birnen und die Fische, ja, das hatten sie halt bei ihrem Volke früher immer so gemacht.

Am meisten betrübt mich das Verhalten der Kinder Marja gegenüber. Man sieht den Jungen an, daß ihnen das Mädel sehr interessant ist. Weckt schon ihre sonderbare Herkunft die allgemeine Phantasie, so gilt sie den kleinen Helden in Ausführung waghalsiger Künste geradezu als Ideal. Trotzdem halten sie sich von ihr zurück wie von einer fremden, geheimnisvollen Frucht, die zwar sehr hübsch aussieht, und die man auch gar zu gern essen möchte, die aber am Ende — giftig ist.

Und die Mädchen? Ich halte darauf, daß Marja hübsch angekleidet geht. Das etwas erweckt am ehesten eine gewisse Art Respekt bei den anderen Mädchen. Hier aber scheint einen alle Erfahrung im Stiche zu lassen. Die Mädel schließen sich vollständig ab gegen Marja. Sie ziehen sie nicht in ihr Spiel, betrachten sie mit geringschätzigen Blicken und zischeln hinter ihrem Rücken.

Gestern bemerkte ich, daß Marjas Nachbarin während des Unterrichts ihre Hand neben die braune Rechte meines Pfleglings schob und beide Hände prüfend betrachtete. Dabei ging ein geringschätziges Lächeln über das Gesicht des Bauernkindes. Jedenfalls hielt es seine rote, von der Arbeit harte Hand für viel tausendmal schöner als die schmalen, braunen Finger des Zigeunerkindes.

Der Nachmittag darauf war ein sehr trüber für mich. Da kam ein Brief von der Mutter eben jenes Mädchens, in welchem kurz und hart stand, sie, die Mutter, wünsche nicht, daß ihr Kind weiter neben Marja sitze, sie bitte daher, ihrem Mädel einen anderen Platz anzuweisen.

Der Brief entglitt sacht meiner Hand. So weh hat mir im Leben kaum ein anderer Brief getan.

Müde tastete ich mit der Hand nach dem Tische und setzte mich auf einen Stuhl. So habe ich regungslos gesessen . . . lange. Es war sehr viel, was alles auf mich einstürmte.

Schon der Umstand überhaupt, daß ein Gemeindemitglied einen Brief an mich schrieb, tat mir wehe. Sonst fanden alle Leute den Weg ins Schulhaus, wenn sie mir etwas zu sagen hatten, und das große Vertrauen, das ich im Dorfe genoß, war immer meine stolze Freude. Und jetzt schreibt man mir einen Brief von fünf Zeilen: „Achtungsvoll!" stand darunter.

Und der Inhalt! Ich fühle, wie sich mir die Hände schlossen, wie sich mein Gesicht verzog.

„Sie wollen ihre Kinder nicht bei Marja sitzen lassen!" — — — „Als wenn sie Läuse hätte! Als wenn sie aussätzig wäre!"

Und warum denn, warum denn?

Nicht, weil die Leute für die guten Sitten ihrer Kinder fürchten; so feinfühlig sind sie gar nicht, das weiß ich leider aus tausend Beispielen, und Marja hat ja auch keinen einzigen häßlichen Charakterfehler. Sie ist ein reines Kind, hat die besten Anlagen, bessere als die meisten von allen meinen übrigen Schülern, und das, was den Leuten als ungeheure Wildheit erscheint, ist doch nichts anderes als das ganz selbstverständliche Verhalten des landfremden Wanderkindes, das sich an die streng geordneten Ansichten einer seßhaften Gemeinde erst gewöhnen muß. Aber man hat kein Mitleid, man gönnt keine Zeit, man weiß bloß, daß die Fremde ein Zigeunerkind ist, das notwendig schlecht sein müsse, und vor dem das eigene, zünftige Geschlecht streng abzuschließen sei.

(Fortsetzung folgt)

Kinder Schreien nach Fletcher's

CASTORIA

Die Sorte, die Ihr immer gekauft habt, und die seit mehr als 30 Jahren in Gebrauch ist, hat die Unterschrift von Chas. H. Fletcher getragen und ist von Anbeginn an unter seiner persönlichen Aufsicht hergestellt worden. Lasst Euch in dieser Beziehung von Niemandem täuschen. Fälschungen, Nachahmungen und "Eben-so-gut" sind nur Experimente und ein gefährliches Spiel mit der Gesundheit von Säuglingen und Kindern—Erfahrung gegen Experiment.

Was ist CASTORIA

Castoria ist ein unschädliches Substitut für Castor Öl, Paregoric, Tropfen und Soothing Syrups. Es ist angenehm. Es enthält weder Opium, Morphin noch andere narkotische Bestandtheile. Sein Alter bürgt für seinen Werth. Es vertreibt Würmer und beseitigt Fieberzustände. Es heilt Diarrhoe und Windkolik. Es erleichtert die Beschwerden des Zahnens, heilt Verstopfung und Blähungen. Es befördert die Verdauung, regulirt Magen und Darm und verleiht einen gesunden, natürlichen Schlaf. Der Kinder Panacae—Der Mütter Freund.

ÄCHTES CASTORIA IMMER
mit der Unterschrift von
Chas. H. Fletcher.

Die Sorte, Die Ihr Immer Gekauft Habt, Ist In Gebrauch Seit Mehr Als 30 Jahren

THE CENTAUR COMPANY, NEW YORK CITY.

Huck & Kleckner
Gemischte Warenhandlung
Bibank, Sask.

Wir laden Sie höflichst ein, unsere
Herrenanzüge
sowie Kinderkleider
zu besichtigen. Ihre besondere Aufmerksamkeit lenken wir auf die übergroße Auswahl in
Schuhen und Stiefeln
Möbeln
und Pferdegeschirren
Wir zahlen stets die höchsten Preise für Farmprodukte.

Kaufen Sie Streichhölzer gerade so, wie Sie irgend einen anderen Artikel für den Haushalt einkaufen — mit Bedacht, den vollen Wert zu bekommen?

Wenn Sie

EDDY'S

Streichhölzer kaufen, bekommen Sie eine wohlgefüllte Schachtel von sicheren und guten Streichhölzern.

Verlangen Sie

Eddy's
"Silent Parlor"
Streichhölzer